

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Zurück zur Scholle.

Roman von Ewald Gerhard Seeltiger.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Bassen Sie mir den Spuppach in Frieden!“ wies Knorreck den Gehilfen zurecht. „Er tut seine Arbeit für den halben Bohn!“

„Der wird schon seine Gründe haben!“ knurrte Thomas Hauschild. „Mir scheint, er ist hinter der Pelagia her!“

„Aha!“ rief August Knorreck und sah den Gehilfen scharf an. „Daher bläst der Wind. Sie wollen wohl wieder da anbandeln?“

„Ach!“ verteidigte sich Thomas Hauschild. „Ich denke nicht dran. Aber wenn sich der Spuppach da drüben festsetzt!“

„Ach was!“ lachte August Knorreck. „Sie kann ganz andere haben als den Spuppach, der nichts hat und oben-drein noch dumm ist!“

„Na!“ sprach Thomas Hauschild herablassend. „Mir kann's ja gleich sein. Ich bleib höchstens bis nach der Ernte hier. Ich hab's nun satt. Fräulein Hedwig ist immer unsichtbar. Wozu soll ich mir die Facke zerreißen, wenn es doch keinen Zweck hat. Ich such mir eine selbständige Stellung.“

„Suchen Sie!“ erwiderte der Inspektor lächelnd. „Wer Sie als Inspektor nimmt, der muß rein mit Blindheit geschlagen sein!“

„So?“ rief der Gehilfe schlagfertig. „Dann muß es eben an meinem Lehrmeister liegen, daß ich hier nichts Geheimes gelernt habe.“

„Was reden Sie da wieder für dummes Zeug!“ lenkte August Knorreck ein. „In zwei, drei Jahren lernt man nicht aus. Sie sind doch erst dreißig. Können Sie's denn nicht erwarten? Ich hab mich erst mit dreißig Jahren selbständig machen können. War zeitig genug. Ich hab noch manche Dummheit in den ersten Jahren gemacht. Bleiben Sie noch ein Jahr. Sie sollen auch Zulage kriegen. Aber das Mäd'el lassen Sie mir in Frieden. Die hat den Kopf voll mit den Kindern. Nehmen Sie sich die Zeit. Uebers Jahr, wenn sich der Herr Baron wieder verheiraten wird, werd ich selber mit ihr reden. Das versprech ich Ihnen!“

Damit hielt er ihm die Hand hin, und Thomas Hauschild schlug ein.

Moritz Gassel regte seine Hände fleißig im Garten. In der Schule arbeitete er mit Ruhe und Gemächlichkeit. Die Kinder vergaßen wieder die Flüsse Amerikas und die Gebirge Afriens, dazu den Vogel Strauß, denn Moritz Gassel mußte sich mehr den Kleinsten widmen, denen er die Geheimnisse der Schreibleseheibel zu enthüllen bestrebt war. An die zweite Prüfung dachte er sehr selten, an den neuen Kreis Schulinspektor noch seltener. Dagegen überlegte er sich sehr genau, ob er den Schulacker schon dieses Jahr in den Garten hereinziehen, oder ob er den freien Fleck mit Hafer besäen lassen sollte. Er entschied sich für den Hafer, weil er es dieses Jahr vor-

erst mit der Hühnerzucht versuchen wollte. Jeden Montag und Donnerstag ging er nachmittags aufs Schloß, um mit dem Baron Schach zu spielen. Schon um fünf Uhr war er geladen, je weiter aber der Frühling vorrückte, um so länger mußte Moritz Gassel auf den Baron warten, der manchmal erst mit der Dunkelheit von den Feldern heimkehrte. Aber Moritz Gassel ließ nicht von seiner Pünktlichkeit, denn er hatte dann zuweilen das Glück, ein paar Minuten mit Hedwig plaudern zu können. Und so traf er sie einmal auf der Terrasse, über der die dünnen Zweige der alten Parklinden gerade ihre Knospen trieben. Sie nähte mit sinken Fingern an einem Zädchen. Neben ihr sah Cäcilie, die schon ins fünfte Jahr ging, und mühte sich mit Stricknadeln ab, mit denen sie den widerstrebenden Wollfaden einzufangen wollte. Der kleine Günther lag im Kinderwagen, krallte seine runden Fingerchen in die Decke und gab zuweilen brummelnde Töne des Wohlbefindens von sich.

Moritz Gassel zog den Hut, und Hedwig bat ihn, Platz zu nehmen.

„Sie sehen!“ lächelte sie schelmisch, „ich wünsche Ihnen ins Handwerk!“

Dabei wies sie auf die fleißige Cäcilie, die mit flehenden Augen Verzeihung für eine entschlüpfte Masche erbat.

Hedwig holte den Flüchtling wieder heran.

„Ach!“ seufzte Moritz Gassel ergeben, „ich bin der Pfuscher, nicht Sie!“

Dann teiste sie ihm einige ihrer hausmütterlichen Sorgen mit, und er hörte aufmerksam zu.

„Cäcilie muß nächstes Jahr zur Schule!“ sprach sie etwas bekümmert. „Der Herr Baron wird sie wohl in ein Pensionat geben müssen.“

„Um!“ machte Moritz Gassel und überlegte lange. „Lesen, Schreiben und Rechnen könnte ich ihr ja beibringen.“

„Wie schön!“ rief Hedwig erfreut. „Das ist ein Gedanke!“

„Ich will es gern tun!“ fuhr er fort. „Für den Einzelunterricht bring ich wohl das nötige Geschick auf. Und sie kann dann noch ein paar Jahre zu Hause bleiben!“

„Das wäre wunderschön!“ rief Hedwig aus und strahlte vor Freude.

Dann erzählte er von der geplanten Hühnerzucht und von seinen Bienen, die den Winter sehr gut überstanden hatten.

Währenddessen ging Thomas Hauschild über den Hof und sah die beiden zusammenhängen. Wieder quoll ihm die Eifersucht zum Herzen. Aber er hielt nur die Faust im Saß. Uebers Jahr war sie doch sein! Das hatte ihm August Knorreck versprochen. Und der pflegte sein Wort zu halten.

Endlich erschien der Baron, scherzte ein wenig mit dem kleinen Günther, ließ sich von ihm den Bart zausen und begann endlich Cäcilie zu necken.

„Was soll das werden?“ fragte er sie, indem er das unregelmäßige Wollfadengebilbe auseinanderzog.

„Zwei Strümpfe!“ gab die Kleine zur Antwort. „Für dich zum Geburtstag!“

„Na!“ lachte er froh. „Dann beeil dich aber. Sonst mußt du an meinem Geburtstag barfuß laufen.“

Zuletzt band er mit Hedwig an, denn er war gutter Baune.

„Eigentlich ist das Stricken eine sehr überflüssige und zeitraubende Beschäftigung!“ behauptete er, indem er Hedwig von der Seite ansah. „Strümpfe kauft man heute billiger und besser!“

Hedwig aber strafte ihn dafür mit einem bittenden Blick.

„Kommen Sie, Herr Gassel!“ sprach er und erhob sich. „Es stehen Erziehungsgrundsätze auf dem Spiele. Und da läßt Fräulein Hedwig nicht mit sich spaßen.“

Hilflos sah sie ihn an.

„Berzeihung!“ sagte er sanft, erhaschte ihre fleißige Hand und drückte, ehe sie es verhindern konnte, einen leisen Kuß darauf. „Sie wissen, wie sehr ich Ihnen dankbar bin. Ohne Ihre Hilfe wäre ich hier verraten und verkauft.“

Dann schritt er mit Moriz Gassel hinein, um die unterbrochene Partie vom letzten Male zu Ende zu führen.

Hedwig aber senkte ihr erglühendes Gesicht auf die Arbeit, die auf ihren Knien lag.

„Was hast du, Tante?“ fragte Cäcilie und drängte sich an sie.

Da zog Hedwig das Kind an sich und küßte es innig auf den weichen Mund. Und schon meldete sich Günther, der Hunger hatte.

Am Mai hielt der kleine Lehrerverein seine Sitzung in Brißkawe ab. Das Herrenzimmerchen Franz Wiegels war der Sammelplatz der acht Mitglieder. Diesmal konnte sich Sebalbus Pohl nicht drücken, und so erschien er, als Moriz Gassel gerade mit seinem Vortrage begann, den er unter dem Titel: „Die Dorfschule — eine Standeschule“, zu halten übernommen hatte. Er war der Jüngste des Vereins, und die älteren Kollegen schauten von der Höhe ihrer reichen Erfahrung gelassen auf ihn herab. Für neue Ideen waren sie überhaupt nicht sehr empfänglich, nur bei der Besprechung von Gehaltsfragen konnten sie sich noch ereifern. Moriz Gassel gab sich alle Mühe, seine Gedanken in den Köpfen der andern Eingang finden zu lassen. Seine Ausführungen gipfelten in den Sätzen: „Die Dorfschule ist eine Standeschule und hat dem Landvolk die Bildung zu vermitteln, die es braucht. Sie muß sich also andere Ziele stecken als die städtische Volksschule. Alle Zweige des ländlichen Erwerbslebens sind in den Lehrplan einzuschalten. Aller unnützer Wissenstram, der die Ueberlastung des Gedächtnisses bezweckt, ist auszuscheiden. Nur der Besitz des Bodens macht den Menschen wahrhaft sittlich und frei. Deshalb hat die Schule nur das eine Ziel zu verfolgen, die Kinder mit dem Boden, der sie geboren hat, in innigste Beziehung zu setzen. Somit ist die Heimatkunde im weitesten Umfange in den Mittelpunkt des Unterrichts zu stellen, und alle andern Fächer haben sich untergeordnet darum zu gruppieren.“

Nachdem Moriz Gassel eine Stunde lang gesprochen und damit sein pädagogisches Glaubensbekenntnis entwickelt hatte, herrschte zwei Minuten tiefe Stille. Dann räusperte sich der dicke Vorsitzende.

„Hat einer von den Herren etwas dazu zu bemerken?“

„Doch die sahen da wie die Delgößen. Keiner rührte sich. Was von dem Trott ihres Amtes ablag, wurde von ihnen mit seltener Einmütigkeit ignoriert.“

Endlich meldete sich Sebalbus Pohl und beantragte, zur Tagesordnung überzugehen. Die anderen nickten. Es war besser, die Moriz Gasselschen Redereien in der Versenkung verschwinden zu lassen, als sich mit ihnen zu beschäftigen, um sich womöglich an ihnen zu infizieren. Ehe es aber zur Abstimmung kam, verlor Moriz Gassel die Selbstbeherrschung und schrie Sebalbus Pohl, dem lieben Kollegen von der andern Konfession, seine Schändlichkeit ins Gesicht, warf ihm in heftiger Erregung Unkollegialität vor und gab die Geschichte von der geheimgehaltenen Hupferkarte zum besten. Den andern Kollegen war die Sache sehr peinlich, doch sie konnten wenigstens Moriz Gassels Entrüstung begreiflich finden. Sebalbus Pohls Entschuldigung, daß er diese Karte als ein privates Schriftstück betrachtet hätte, schlug nicht durch.

„Ich bin überzeugt!“ rief Moriz Gassel heftig, „daß Kollege Pohl die Karte in böser Absicht unterdrückt hat.“

Ich als Protestant hätte eine solche Gemeinheit nicht auf mein Gewissen nehmen können. Aber er als Katholik hat es bequemer. Er geht zum Pfarrer und beichtet es ab.“

Dieses Wort wirkte wie eine Bombe. Der Vorsitzende sprach eine Rüge aus, weil konfessionelle Streitigkeiten von den Beratungen des Vereins ausgeschlossen seien. Sebalbus Pohl fand in den beiden katholischen Kollegen, die außer ihm noch dem Verein angehörten, tatkräftige Unterstützung, und alle drei verließen unter Protest den Sitzungsraum. Die andern setzten sich nieder zum edlen Statspiel.

In der nächsten Versammlung, die in Gahre abgehalten wurde, verlas der beleibte Vorsitzende die Austrittserklärung der drei katholischen Kollegen, die sich unter dem Vorsitz Sebalbus Pohls zu einem neuen Verein zusammengeschlossen hätten.

„Das haben wir Ihnen zu verdanken!“ wies er Moriz Gassel ärgerlich zurecht. „Sie haben den Verein gesprengt. Sie haben den Keil der Zwietracht hineingetrieben. Sie sind jung, Sie sind noch nicht angefeilt, Sie müssen sich von den älteren Kollegen schon etwas gefallen lassen!“

„Fällt mir gar nicht ein!“ unterbrach ihn Moriz Gassel. „Vor den Sagenen ist jeder gleich.“

„Aber die größere Erfahrung muß man achten!“ brüstete sich der Vorsitzende und legte gravitatisch die rechte Hand auf die mittleren Westenknöpfe. „Sie sind überhaupt ein Revolutionär. Sie haben in Ihrem Vortrag Ideen entwickelt, die den Lehrerstand und damit die Schule aufs schwerste kompromittieren. Und dabei haben Sie noch nicht einmal die zweite Prüfung gemacht. Seien Sie froh, daß Ihre Vorgesetzten nichts davon erfahren. Mir könnte sonst um Ihr weiteres Fortkommen angst und bange werden.“

„Wer gibt Ihnen das Recht dazu, mich abzuzanzeln!“ rief Moriz Gassel empört und sprang auf.

„Mein Alter und meine Erfahrung!“ erwiderte der Vorsitzende, und die anderen vier nickten gravitatisch dazu. „Schulmeister!“ schrie Moriz Gassel laut und hob die Faust. „Schulmeister seid Ihr! Mich werdet Ihr nicht schulmeistern. Macht eure Vereinsschläfchen ohne mich. Aber ich würde euch raten, gleich mit dem Stat anzufangen. Die Gehaltsfrage ist ja geregelt.“

Damit schlug er die Tür hinter sich zu. Nie wieder nahm er an den Sitzungen teil. Ausgeschlossen aber wurde er nicht. Der Verein konnte unmöglich auf einen Rück zwanzig Prozent seiner Mitgliederzahl einbüßen. Auch mußte der Austritt schriftlich beantragt werden. Moriz Gassel zahlte in der Folgezeit seinen Beitrag und war damit zufrieden.

Sein Garten war ihm seine Welt, denn die Ferien brachen herein. Er erzielte mit Hilfe des alten Abrahams gute Einnahmen, legte die Hühnerzucht an, fing Schwärme ein, behäufelte die Spargelpflanzen und freute sich über die Obstbäumchen, die dieses Jahr schon dankbar trugen. Am Abend dachte er zuweilen an seine zweite Prüfung, die er nächste Pfingsten machen wollte. Aber die Bücher, die er sich zur Vorbereitung heranzohlte, vermochten ihn nicht zu interessieren. Und er legte sie wieder beiseite, in der Hoffnung, im Winter damit bessere Resultate zu erzielen.

Die Guternte verlief zufriedenstellend und gab reiche Erträge. Der Baron ging in dem Betrieb seiner Landwirtschaft auf, und August Knorred freute sich darüber, wenn er's auch nicht zeigte. Auf Hugo wartete er aber vergeblich. Statt seiner kam eine Karte mit der kurzen Notiz, daß er seine Ferien auf Weihnachten verschoben habe, weil er den verantwortlichen Redakteur des Tagesberichtes zu vertreten hätte. Er rückte allmählich heraus. An welcher Zeitung er wirkte, verriet er noch immer nicht.

„Also Weihnachten!“ knurrte der Inspektor in sich hinein. „Dann werde ich ihm schon den Kopf zurechtsetzen. Verschieben wir's so lange!“

(Fortsetzung folgt.)

Zur Pflege des Heimatfinnes.

Von A. Dohler.

(Schluß.)

Erfreulicherweise mehrten sich in den letzten Jahren die Bestrebungen auf den verschiedensten Gebieten, die darauf hinausgehen, das Heimatgefühl besonders bei der ländlichen Bevölkerung zu stärken, die Heimat wieder lieb und wert zu machen und damit eine, die Volkskraft schädigende übermäßige Abwanderung in die

großen Städte hinauszuhalten. Zu diesen Bestrebungen gehören auch die Versuche, unsern Dörfern und Landstädtchen wieder ein trauliches Aussehen und einen gemüthlichen Eindruck zu verschaffen, kurz, das Dorfbild zu verschönern. Schön ist es, wenn das Dorf von einem Kranze wohlgepflegter Gärten eingeschlossen ist, und diese wieder mit einer lebendigen Hecke aus Haselnuß, Weißdorn, Hainbuche und Fichten umgeben sind. Und wo ein Main ist, wo eine Schlucht hinzieht, da pflanzt man Beeten. An Eisenbahnhütten wirkt außerdem die Anpflanzung von Alagie wie eine Verankerung gegen Dammrutschungen. Dadurch wird das Landschaftsbild einmal abwechslungsreicher, lieblicher und schöner, und dann haben in den Büschen die treuen Kameraden des Landmannes, die nützlichen Vögel, Nistplatz und Versteck gegen Habicht und Kage.

Empfehlenswert ist ferner die Anlage eines Teiches in der Nähe des Dorfes. Saucere Wiesen sind in jeder Dorfgemarkung zu finden. Vorteilhafter als das kostspielige Drainieren wäre da die Anlage eines Fischteiches, der rings mit Weidenpflanzungen umgeben sein kann. Daran könnte sich ein Reichplatz mit regelmäßig verteilten Pfählen zum Aufhängen der Wädicke anschließen. An des Dorfes steingefasster Quelle noch 2 schattenspendende Lindenbäume könnten hier ein wahrhaft idyllisches Plätzchen schaffen. Im Winter bietet der Teich eine schöne Eisbahn für unsere Jugend. Und ihr dazu auch noch eine Kodelbahn verschaffen, ist eine Forderung, die schlechterdings nicht mehr von der Hand gewiesen werden kann. Mich erfüllt es immer mit Wehmut, wenn ich sehen muß, wie die Kinder vor dem Volkseidener und Gendarmen in die Höfe flüchten, wenn sie mit ihrem Schlitten auf der abschüssigen Dorfstraße lustig dahingleiten. Ich gebe ja zu, daß die Straße für den Verkehr frei bleiben muß und die glatten Stellen Anfälle für die Passanten zur Folge haben können, aber dann schützte man das Kind nicht mit dem Bade aus, sondern schaffe eine künstlich angelegte Kodelbahn abseits des Verkehrs. Bei jeder Feldbereinigung kann hierauf Rücksicht genommen werden.

Mit dem Kodelverbot ist es gerade wie mit dem Spinnstubenverbot bestellt. Wer sie nicht dulden will, der verbiete sie nicht einfach, sondern schaffe bessere Verhältnisse, die jede Gefahr im gemeinsamen Verkehr unserer heranwachsenden Jugend ausschließen. Nicht bloß verbieten, sondern verbessern, wo es not tut.

So wie die äußere Umgebung des Dorfes einen freundlichen Eindruck machen soll, ebenso das Dorf selber, der Hausbau, Straßen, öffentliche Plätze, Kirche und Schule, Backhaus, Spritzenhaus uho. Schönheit, praktische Anlage und Ausführung dürfen sich nicht gegenseitlich gegenüberstellen, sondern müssen sich größtentheils decken. Bei den alten ländlichen Bauten sind diese Richtlinien in allererster Linie zum Ausdruck gekommen. Auf die Gestaltung der Haus- und Hofanlage haben von jeher Bodenbeschaffenheit, Formation, klimatische Verhältnisse, Charakter und Lebensgewohnheit der Bewohner eingewirkt. Davon haben sich nicht geändert Volkscharakter, klimatische Verhältnisse. Geändert haben sich die Lebensgewohnheiten und die Bodenbeschaffenheit, die durch den intensiveren Betrieb der Landwirtschaft verbessert ist, so daß also heute eine Umbildung des alten Hauses den modernen Anschauungen und Ansprüchen entsprechend erfolgen darf. Hier sollte der Staat durch gesetzliche Maßnahmen die neuzeitlichen Bestrebungen unterstützen und namentlich die technischen Bildungsanstalten sollten sich dieser Aufgabe mehr annehmen, so daß es den Behörden leichter wird, nicht nur auf dem Papier, sondern auch in der Praxis Heimatschutz zu treiben.

Zur Förderung heimätlicher Bauweise ist ferner zu empfehlen, wenn seitens der Kreisbehörde für ländliche Bauweise ein Preisausdreiben erlassen würde, daß innerhalb einer festgesetzten Zeit — etwa 2 bis 3 Jahre — für einen bis dahin zur Ausführung gelangten Bauplan eines Bauern- oder Arbeiterwohnhauses zwei Preise ausgesetzt würden. Die Wohnhäuser müssen zweckentsprechende Gestaltung, ländliche Eigenart und heimätliche Bauformen aufweisen. Zum Wettbewerb sind nur Häuser zugelassen, deren Baukosten nicht über 8000 Mark kommen. In den Preis teilen sich Planverfertiger und Bauherr zu gleichen Teilen. Das Preisgericht wird von der Kreisbehörde bestimmt.

Wie ein altes Haus neuzeitlich umgebaut und dabei der alte Baustil doch beibehalten, ist bei Renovierung der Großen-Ländener Pastorei musterhaft ausgeführt worden. Pfarr- und Schulhäuser sollen überhaupt dem Orte zur Zierde gereichen und sich in ihrer Bauart dem Charakter der ganzen Dorfanlage anpassen. Bessere Zeiten sind ja gekommen, und was Schulhausbauten betrifft, ist in dem letzten Jahrzehnt in unserem Kreise geradezu Vorbildliches geleistet worden. An den Schulhausbauten der achtziger und neunziger Jahre dagegen erkennt man auf den ersten Blick, daß sie unter dem Druck einer strengen, auf Ersparnisse zielenden Rechnungskammer ätzend und stuchend mit Reißschiene und Zirkel aus einem vielfach als zu kostspielig beanstandeten Entwurfs herausgedreht sind, und das, was daraus entstanden, ist ein Angst- und Rotprodukt. Wo sich Fachwerkbauten vorfinden, sollten die Besitzer bei Renovierung den alten Verputz entfernen lassen und das Fachwerk mit einem gefälligen Anstrich wieder hervortreten lassen. Mit den unschönen Backsteinfenstern kann durch einen hellgrauen Verputz, weichen Fensterantrieb, weiß oder grün gestrichener Kandel etwas mehr Freundlichkeit abgewonnen werden. Ein weiterer Schmuck eines jeden Hauses kann durch Anpflanzung von Spalierobst und Rankengewächsen erreicht werden. Nichts ist

so geeignet, den Gebäuden etwas Anheimelndes zu verleihen, als das Bepflanzen mit grünen Ranken. Wo Weinreben oder Obstspalierbäume aus irgend einem Grunde nicht zweckmäßig oder unbeliebt sind, empfehle ich das Anpflanzen von Schlinggewächsen, z. B. Efeu, Kletterrosen, wildem Wein, Feigenstrauch und Waldrebe. Da aber die Anpflanzung von ausdauernden Schlinggewächsen nicht überall durchführbar ist und es auch immerhin mehrere Jahre bis zur vollen Entfaltung bedarf, so empfehle ich ferner die Anbringung von geschmackvollen Blumenbänken und die Aufstellung von Blumenstiften und Blumenstöcken vor den Fenstern. Als Topfpflanzen, die ziemlich anspruchslos, schnellwüchsig und schönblütig sind, haben sich bewährt: Geranien, Fuchsien, Kalta, Kaktus, Wasserbalsaminen, Astern, Buntviole und Malve.

Wo es angeht, möge ein zierliches Vorgärtchen mit hochstämmigen Rosen, Nelken, Veilchen, Astern und Reiben gegen die Straße abschließen. An Stelle solcher mit Holzspalier eingefriedigten Vorgärten, die an verkehrreicher Straße liegen und im Straßenstaub niemals die gewünschte Wirkung erzielen, erweisen sich baumbestandene Rasenflächen mit Mauer und darauf hinziehendem niedrigen Lattenspalier auf die Dauer zweckentsprechender und für die Gesamtwirkung, namentlich in der Baumbilddarstellung, angenehmer. Hierzu kommt noch die Kugelnutzung an Obst und die geringe Pflege, die sie beanspruchen.

Eine besondere Beachtung seitens der Gemeindeverwaltung verdient das Hauptgebäude des Dorfes, die Kirche. Sie darf niemals die Spuren des Verfalles an sich tragen. Wo angängig, muß die Umgebung gärtnerische Anlagen aufweisen. Die Wege müssen gepflastert oder mit Kies bestreut sein. Im Innern der Kirche dürfen zur Schmückung des Raumes keine Nagen in Kanzel und Emporen eingeschlagen werden. Dafür seien Haken angebracht, die diesen Zweck erfüllen. Innerhalb des Dorfes können durch Berechnung hügeligen Geländes oder Ausfüllen von ehemaligen Steinbrüchen freie Plätze geschaffen werden, die, mit Bäumen bepflanzt, zu Turn- und Spielplätzen wie geschaffen sind. Auch alte Brunnen sollten bei Neuanlegung einer Wasserleitung beibehalten und der Platz mit einer Ruhebank versehen werden, daß an Sonn- und Feiertagen den älteren Leuten eine Gelegenheit zum Plauderfründchen gegeben ist. An diesen Brunnen und auch auf anderen freien Plätzen inmitten des Dorfes ist auch die geeignete Stelle für Pflanzung eines Gedächtnisbaumes, wie Jahrhundertteiche, Lutherlinde, Reformationslinde, Kaiserlinde uhm. Zur Reinhaltung der Straßen ist Gossendflasterung unerlässlich. Lagerplätze für Bauholz, Steinhäufen, Rehrichtthäufen und anderem Unrat dürfen innerhalb des Dorfes nicht gebildet werden. Und kommt noch zum Guten der Glanz und Schimmer durch Anlage einer Baumallee längs der Straßenseite, dann ist ein Dorfbild geschaffen, das Heimatliebe weckt und stärkt.

Glücklicherweise konnte das Dastn und Jagen unserer Tage bei dem vorwiegend konservativen Sinn unserer Landbevölkerung bisher nur einen Bruchteil des Volkstümliches vermissen. Noch ist an manchen Orten reger Sinn für heimätliches Wesen erhalten. Er muß gestärkt, gepflegt und zu frischem, frohen Wachsen und Gedeihen gebracht werden. Mit ihm bleibt ein wesentlicher Faktor zur Festigung unserer Volkskraft, zur Pflege deutschen Gemütslebens bestehen.

Lebensmittelpreise in Sieben in den Teuerungsjahren 1816 und 1817.

Von Dr. D. Bergér-Sieben.

Vor den Befreiungskriegen, im Jahre 1811, waren die Lebensmittelpreise in Sieben noch billig. Man erhielt 1 Pfd. Ochsenfleisch für 29 Pfg., Rindfleisch für 20 Pfg., Schweinefleisch für 29 Pfg. Das Pfund Wurst kostete 27 Pfg., das Pfund Schinken 45 Pfg. Butter und Fett waren verhältnismäßig teuer; denn man zahlte für das Pfund Butter 60 Pfg., für das Pfund Fett 48 Pfg. Die Preise für Brot und Backwaren hielten sich, den Fruchtpreisen entsprechend, — da das Achtel (200 Pfd.) Weizen 18,80 Mk., das Achtel Korn 10,20 Mk., das Achtel Gerste 8,50 Mk. kosteten —, in mäßigen Grenzen. 4 Pfund Schwarzbrot waren zu 32 Pfg. erhältlich; für 1 Kreuzer (3 Pfg.) erhielt man 65 Gr. Milchbrot, 150 Gr. „Taigischer“. Die Milch war im Liter zu 10 Pfg. zu haben.

Während der Befreiungskriege stiegen trotz des Mehrverbrauchs von Lebensmitteln die Preise verhältnismäßig nicht übermäßig. Der Aufschlag bei Ochsen- und Rindfleisch betrug im November 1813 gegen früher nur 1—2 Pfg. Dagegen war die Steigerung bei Schweinefleisch, Speck und Schinken sehr bedeutend. Das Schweinefleisch kostete nun 36 Pfg., Speck 72 Pfg., Schinken 54 Pfg. im Pfund. Butter war von 60 Pfg. auf 78 Pfg. hinaufgegangen. Ein Pfund Dacht kostete statt 48 Pfg. in früheren Jahren jetzt 60 Pfg., 1 Dering 30—36 Pfg. Am meisten war die Preissteigerung bemerkbar bei Branntwein. Zahlte man 1811 für das Liter 48 Pfg., so stellte sich im November 1813 der Preis auf 1 Mk. 2 Pfg. Weizen war im Preise merkwürdigerweise um 2 Mk. beim Achtel heruntergegangen, während Korn um 7 Mk. beim Achtel gestiegen war. Trotzdem betrug der Aufschlag beim 4-pfündigen Laib Brot nur 4 Pfg.; man zahlte 1813 dafür 36 Pfg.

Nach Beendigung der Befreiungskriege im Jahre 1816 machte sich, wohl auch infolge einer schlechten Ernte, die Preissteigerung schon fühlbarer. Kostete 1813 das Achtel Korn noch 17 Mk., so

zahlte man jetzt dafür 22 M., für Weizen 27 M. statt 17 M. im Jahre 1813. 4 Pfund Schwarzbrot kosteten jetzt 60 Pfg.; 1-krz. (3-Pfg.)-Milchbrot wog nur 45 Gr. statt 62 Gr. im Jahre 1813. 1-krz. Taigcher 80 Gr. statt 120 Gr. im Jahre 1813. Butter kostete 1816: 90 Pfg. das Pfund. Die Fleischpreise blieben im ganzen dieselben.

Das Jahr 1817 brachte infolge der dauernd anhaltenden nassen Witterung eine vollständige Misgernte. Die Lebensmittelpreise erreichten eine solche Höhe, daß sie namentlich für die ärmere Bevölkerung unerträglich waren. Eine ganz außergewöhnliche Höhe erreichten die Fruchtpreise. Kostete 1816 ein Achet (300 Pfd.) Weizen 27 M., so wurde jetzt dafür 44,20 M. bezahlt. Der Preis für ein Achet Korn stieg von dem schon im Jahre 1816 hohen Satz von 22 M. auf 30,60 M. Das Achet Gerste, das 1816 noch 8,60 M. kostete, wurde mit 30,60 M. bezahlt, Haier mit 13,70 M. Während 1816 der 4-pfündige Laib Brot 60 Pfg. kostete, mußte man 1817 dafür 96 Pfg. zahlen. 1-krz. (3-Pfg.)-Milchbrot, das 1816 noch 45 g wog, hatte 1817 nur ein Gewicht von 26 g. 1 Pfd. Weizenmehl, das 1816 noch für 16 Pfennig erhältlich war, wurde 1817 mit 32 Pfg. bezahlt. 1 Pfd. ungeschälte Erbsen war 1816 noch für 9 Pfg. zu haben, 1817 nicht unter 21 Pfg. Der Preis für 1 Pfd. Ochsenfleisch war um 17 Pfg. gestiegen; es kostete 1817: 50 Pfg. Für Rindfleisch mußte man jetzt 44 Pfg. zahlen statt 23 Pfg. im Jahre 1816. Der Preis für Schweinefleisch stieg von 36 Pfg. auf 44 Pfg., der für 1 Pfd. Schweinefett von 63 Pfg. auf 90 Pfg. Zahlte man 1816 für 1 Pfd. grob geschälte Gerste 21 Pfg., so war jetzt dafür 36 Pfg. zu zahlen. (Die hier ermittelten Preisverhältnisse für Lebensmittel sind, wie man damals rechnete, in der Guldenwährung angegeben und wurden hier in die Markwährung umgewandelt.)

Erwägt man, daß die Einkommensverhältnisse sehr mäßig, der Arbeitsdienst von damals nur den fünften Teil von heute betrug und der Geldwert mindestens dreimal so hoch war wie heute, so würde man, mit den heutigen Verhältnissen verglichen, Zahlen feststellen, die das Bild der damaligen Teuerung in geradezu erschreckender Weise beleuchten. Überall wurden Suppenanstalten errichtet, um der Not der ärmeren Bevölkerung zu steuern. Die Gießener Armenkasse half, soviel sie konnte. Die Stadtkasse schaffte Saatkartoffeln an, die an dürftige Personen abgegeben wurden.

Zum Glück brachte das Jahr 1818 einen Rückgang der unerschwinglichen Lebensmittelpreise von 1817; immerhin waren sie noch hoch genug; denn sie bewegten sich zum Teil noch über den Sätzen von 1816. Erst 1820 war wieder der Preisstand von 1813 erreicht.

Vermischtes.

* „Er haut drein wie Dettenhöfer“. Auch in Galizien wieder, wie schon zu verschiedenen Malen in diesem Kriege, haben die bayerischen Truppen besondere Tapferkeit gezeigt. Dabei mag daran erinnert werden, daß es lange im deutschen Deere eine sprichwörtliche Redensart gab: „Er haut drein wie Dettenhöfer“, die auf ein Vorkommnis aus dem 7ten Kriege zurückzuführen ist. Franz Dettenhöfer, Korporal des Königlich Bayerischen 3. Chevaulegers-Regiments, erhielt am 7. Dezember 1870 nach dem Gelechte von Meung abends den Befehl, auszukundschaffen, ob eine am Tage besetzte Batterie noch im Besitz der Bayern sei. Mit acht Mann ritt er vor und bemerkte plötzlich auf eine Entfernung von 70 bis 80 Schritt eine französische Abteilung von etwa 25 bis 30 Mann, französischer Infanterie. Die bayerische Gelangene, darunter einige Offiziere, eskortierten. Einer der Gefangenen rief Dettenhöfer zu: „Chevaulegers, wir sind gelangen, reitet zurück, sonst ergeht es euch ebenso!“ Und gleichzeitig begannen die Franzosen auf die bayerischen Reiter zu schießen. „Bei uns werd nig g'langt“, antwortet Korporal Dettenhöfer und ruft seinen Leuten zu: „Daut's zu, was lömmt's!“ Und läßt mit seinen Leuten über die Franzosen her. Er lödierte 8 Mann, machte 14 Gefangene und befreite die gefangenen Bayern. Von seinen Leuten war nicht einer verwundet. Bald fand sich ein bayerischer Volksdichter, der die Tat des tapferen Franz Dettenhöfer, der später in Freising bei München ein bekannter Hotelwirt war, in einem zum Volksliede gewordenen Gedicht in bayerischer Mundart besang, in dem es heißt:

„Mir san net g'langt — Schwalangschier haut's drein,“
Schreit Dettenhöfer, sprengt unter sie 'nein.
Hurra! Die tapfern Schwalangschier,
Die haun frisch ein, ganz ohne Schenier.“

* Aus der chinesischen Medizin. Eigenartige Anschauungen über Natur und Bedeutung des Pulses bei den Chinesen spiegeln Mitteilungen aus der ärztlichen Wissenschaft des Volkes der Mitte wieder, die Dr. H. Bortisch van Vloten in dem Archiv für Schiffs- und Tropenhygiene gemacht hat. Danach halten die chinesischen Aerzte, die übrigens weder zur Wissenschaft, noch zu den vier anerkanntesten Ständen, sondern mit Wahrsagern, Schauspielern und Bardieren zu den „Neun Unstäten“ gehören, den Puls nicht vom Blute erzeugt, das nach ihrer Ansicht in den Venen fließt, sondern von der „Lebensluft“. Das Aussetzen des Pulses steht in Beziehungen zur Lebensdauer. Seht er einmal bei 50 Schlägen aus, so ist der Mensch gesund, bei 40 Schlägen stirbt

er in 4, bei 10 Schlägen in einem Jahre. Dem Patienten, dessen Puls zum Metall gehört, droht im 7. oder 8. Monat der Tod; wenn er dann nicht stirbt, wird er wieder gesund. Außer dem Pulse, der zum Metall gehört, gibt es auch solche, die zu den anderen Elementen, Wasser, Feuer, Holz, Erde in Beziehung stehen. Der Arzt richtet sich in seiner Behandlung nach dem Grundsahe Similia dissimilibus, d. h. er kurtiert mit dem Mittel, das die entgegengelegte Wirkung hat; also gibt er bei „Heißem Feuerpuls“ eine „kalte Wasserazne!“

Büchertisch.

— Unser Seeheld Weddigen. Aus der Schar der namenlosen Helden, die zu Tertausenden in treuer Pflichterfüllung und freudiger Hingabe den Opfertod für unser Vaterland erleiden, ragen einzelne hoch empor: die Krieger und Liebhaber in dem furchtbar blutigen Ringen um Deutschlands Ehre und Freiheit. Unter ihnen nimmt Otto Weddigen einen ersten Platz ein. Da ist es eine Pflicht der Dankbarkeit gegen ihn und sein treudeutsches Pseudonym, wenn wir in Stunden stillen Gedenkens den Entwicklungs- und Werdegang des unvergeßlichen Kommandanten von „U 9“ und „U 29“ mit liebevoller Nudacht verfolgen. Dr. Otto Weddigen, ein Namensvetter des vor dem Feinde geliebten Unterleutnantsführers, zeigt uns in lebendiger, packender Sprache Otto Weddigen als Mensch und als Soldat, als Offizier. Wir begleiten ihn durch die Jahre seiner Jugend- und Knabenzeit, bis er Seekadett der Kaiserlichen Marine wird, und verfolgen von da an mit regem Interesse seinen Lebensweg bis zu jenem großen unvergeßlichen Augenblick, da es seiner Lastrakt und Unerfrodenheit am 22. September 1914 gelang, mit seiner kleinen, tapferen Schar drei englische Linienschiffe in den Grund zu bohren. Das Buch (Preis 1 M.), das im Verlage August Scherl, G. m. b. H., Berlin, erscheint, enthält 80 Seiten Text, ist mit einem künstlerischen Umschlag versehen und mit 10 Abbildungen geschmückt.

— Der letzte Mann. Der bekannte Maximilianer Professor Hans Bohrdt hat uns in seinem Monumental-Gemälde „Der letzte Mann“ ein eindrucksvolles Kriegsbild geschenkt. Der Vorwurf knüpft an den heldenhaften Untergang unserer Uebersee-Flotte bei den Falklands-Inseln an. Deutscher Seemannsmut und deutsche Treue, so oft im deutschen Liede gefeiert, sind in der ruhmreichen Seeschlacht bei den Falklands-Inseln wieder einmal herrlich zur Tat geworden. Gegen große Uebermacht haben deutsche Schiffe sich dem Gegner zu offener Schlacht gestellt, und Deutschlands Schiffe „Dresden“, „Scharnhorst“, „Albatross“ und „Leipzig“ haben bei ihrem Untergange nach tapferem Kampfe auch den letzten Mann mit in die Tiefe genommen — nur keine Gnade von dem verhassten Gegner! Ja, selbst im letzten Augenblicke, als die verlungerte „Leipzig“ noch einmal Kesselbatterien treibt, erlöst ein bereits mit den Wellen ringender Matrose noch eine deutsche Booteflagge und erklimmt mit ihr den aus dem Wasser tauchenden Kiel des Schiffes. Mit nerviger Faust den abziehenden und brennenden englischen Treadnoughts drohend, schwingt dieser „letzte Mann“ noch einmal die schwarz-weiß-rote Flagge fürs Vaterland. Der Verlag von Otto Gustav Jährfeld in Leipzig hat das Bohrdtsche Gemälde durch vervielfältigungen dem Kunsthandel zugänglich gemacht und dadurch ein würdiges Schmuckstück für das deutsche Heim geschaffen. (In künstlerischem Vierfarbendruck M. 4.—).

— Rütshners Bäckerschaz. Als 1010. Band ist unter dem Titel „Aus Majurens Wäldern“ eine Sammlung von vier größeren Erzählungen aus der Feder Fritz Skowronneks erschienen. Der Verfasser, der seine märchenhafte Heimat kennt wie kaum ein anderer, schildert uns mit der ihm eigenen Frische, Lebendigkeit und Ursprünglichkeit die bisher in Deutschland so wenig bekannt gewordenen Gegenden unseres Vaterlandes, die durch die unerbittlichen Siege Dindenburgs mit einem Schlage in den Mittelpunkt unseres allgemeinen Interesses gebracht worden sind. Alle, die diesen Band lesen und zwar nicht nur die Feldgrauen allein, werden dem Autor dankbar sein für die vortrefflichen und lebenswahren Schilderungen, die er uns hier von seinen engeren Heimatsgenossen entworfen hat.

Tauschrästel.

Segen — Onkel — Alm — Hebel — Taube — Uder — Dachs — Horn — Mauer — Uche — Halle — Ester — Pand.

Die Anfangsbuchstaben vorstehender Wörter sind mit anderen Buchstaben derart zu vertauschen, daß man ebenso viele neue Wörter erhält, deren Anfangsbuchstaben den Namen eines Bildhauers ergeben.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Rätselsprungs in voriger Nummer:

— — Faß das Leben schnell;
Daß keiner Stunde Feigerschlag vorüber,
Wo du nicht laßt, der Augenblick war mein,
Ich habe keine Freuden aufgelöst,
Kein Tröstlein Balsam ließ ich in dem Reich.
Die Zeit ist schnell, noch schneller ist das Schicksal.
Wer seig des einen Tages Glück verläumt,
Er holt's nicht ein, und wenn ihn Ullie trügen. Adne